




Ueber

barmherzige Schwestern.

Ein Vortrag

im

wissenschaftlichen Verein zu Berlin

von

Dr. Joseph Hermann Schmidt,
Königl. Geheimen Medicinal-Rathe und Professor.

1847.
Berlin bei Wilhelm Besser.
Dorotheenstraße 7.




Ueber

barmherzige Schwestern.



Ueber
barmherzige Schwestern.

Ein Vortrag

im

wissenschaftlichen Verein zu Berlin

von

Dr. Joseph Hermann Schmidt,
Königl. Geheimen Medicinal-Rathe und Professor.

1847.
Berlin bei Wilhelm Besser.
Dorotheenstraße 7.



Von verschiedenen sehr achtbaren Seiten war ich schon früher aufgefordert, den Vortrag, welchen ich im vorigen Winter im wissenschaftlichen Vereine über barmherzige Schwestern gehalten habe, drucken zu lassen. Ich hielt aber diese Aufforderung für eine zu große Nachsicht, darum unterblieb der Druck. Damen zumal sind immer mit der Rede selbst nachsichtig, wenn man für Arme redet.

Vielleicht wird man mit gleicher Milde an meinen guten Willen glauben, wenn ich für Arme schreibe. Die menschenfreundliche Anregung Sr. Durchlaucht des Fürsten von Lichnowsky in der Herren-Kurie, zum Besten einer jungen Krankenanstalt, von welcher Nr. 240 der Voss. Berl. Zeit. erzählt, hat mich nämlich — ohne unbescheidenen Vergleich! — auf den Gedanken gebracht, auch ein Dieffenbach'sches Scherflein „gegen den Schmerz" (der Armuth) in den weiten Opferkasten der Barmherzigkeit zu werfen, zwar kein goldenes aber ein

papiernes. — Den Ertrag der nachfolgenden Blätter, durch welche ich die vielleicht bessere Ansicht Anderer selbstredend nicht im geringsten stören will, bestimme ich zu gleichen Theilen für das katholische barmherzige Schwestern-Institut in der Kaiserstraße und die evangelische Diaconissen-Anstalt im Köpenicker Felde, — vorausgesetzt, daß sie ihn annehmen wollen (eventuell für die von Vincke'sche Blindenstiftung in Soest und Paderborn). Die Verlags-Buchhandlung hat die mühevolle Verbreitung ohne irgend ein anderes Interesse, als das, einen gutgemeinten Zweck zu fördern, zuvorkommend übernommen.

Zwar werden diese Groschen beide Kranken-Anstalten nicht reich machen, eben so wenig, als das Scherflein der Wittwe den Tempel, — aber in der mathematischen Groschen-Theilung liegt ein Prinzip. —

Berlin in der „Charité" den 24. Juni 1847.

Dr. H. Schmidt.

Die alte Sitte, Reden durch Vorreden zu verlängern, hat zwar Manches gegen sich und gewiß ist es besser, daß man jene nicht halte, wenn diese nöthig sind. Wenn aber jemand, einer nachsichtigen Aufforderung folgend, in einem „wissenschaftlichen Vereine" über ein Thema zu reden wagt, welches den großen Fehler hat, daß es nicht wissenschaftlich ist, so muß er zur Rechtfertigung dieses örtlichen Widerspruchs sagen dürfen, daß er (obendrein uneigentlich) derjenigen Facultät angehört, von der die Welt sagt, daß sie (eigentlich) „keine Wissenschaft" habe. Wenigstens hat die gewiß kompetente Berliner Akademie bis zur heutigen Stunde die Medicin als solche weder in ihre „physikalisch-mathematische" noch in ihre „philosophisch-historische" Klasse eingelassen, ohne Zweifel aus guten Gründen, wahrscheinlich deshalb, weil die Heilkunde in abstracto von geringem Interesse ist, gleichwohl brauchbar im Leben.

Das heißt:

Die „Akademie der Medicin" liegt nicht hinter der berühmten Normal-Uhr der Residenz, sondern in — den Hütten der Armen.

Einzig aus diesem Grunde darf ich Verzeihung hoffen, wenn ich keine theoretische Abhandlung vorlese, z. B. über 365 Fieber-Definitionen, einschließlich der allerneuesten, nach welcher auch das Fieber eine Mythe ist. Der größten, unzweifelhaft persönlichen Volkskrankheit unserer Zeit, des Pauperismus, will ich gedenken, doch nicht, um die kolossalen Beziehungen dieser Weltseuche in den engen Zeitraum einer Stunde zusammen zu drängen und die Reihe lichter Vorträge mit einem dunklen Bilde zu schließen, sondern um in nahe vor mir liegender Ideen-Verbindung ein großes Heilmittel da zu suchen, wo es sicher zu finden ist, in der Tugend des weiblichen Herzens. —

Hierbei werde ich mich aber wohl hüten, Wasser in's Weltmeer zu schütten und obendrein noch edle Bescheidenheit zu verletzen. Darum rede ich nicht von den Verdiensten der Frauen um das Armen-Wesen überhaupt, sondern nur von solchen Frauen, von denen ich ganz gewiß weiß, daß sie — nicht hier sind. — Zwei Parallel-Institute, die Genossenschaften der barmherzigen Schwestern und die Vereine der evangelischen Diaconissen haben außer großer innerer Aehnlichkeit ein äußeres Schicksal zu theilen, nämlich dieses, daß sie für einen Theil des gebildeten Publikums der Gegenstand großen Lobes ohne Ende, für einen andern das Object maßloser Besorgnisse geworden sind. Süddeutsche Stände-Kammern und westdeutsche Provinzial-Landtage haben für und wider parlamentirt. Lobredner haben die Schattenseiten verschwiegen und Widersacher die stärkeren Lichtseiten nicht sehen wollen und jenes ist für die Sache der Wahrheit so schädlich als dieses. Auch die rechte Mitte hat ihre Vertreter gefunden, doch in verhältnißmäßig geringer Anzahl. Denn beide Institute haben eine confessionelle Färbung und eben

deshalb hat man sie durch confessionelle Gläser gesehen, natürlich nicht bloß durch das Glas derjenigen Confession, der sie angehören, sondern auch reciproce durch das der andern. Auch nichtconfessionelle Dinge betrachtet die literarische Tagesrichtung nicht selten aus confessionellen Gesichtspunkten. Es kann daher vielleicht nicht schaden, auch umgekehrt zuweilen entschieden-confessionelle Angelegenheiten von nicht confessionellen Standpunkten anzusehen z. B. vom physicalisch-mathematischen oder auch vom ärztlichen und allgemein-menschlichen.

Wenn wir die große Epidemie unserer Zeit überhaupt heilen wollen, so wird es vor allen Dingen nöthig sein, die Heilmittel nicht für größere Uebel zu halten, als die Krankheit selber. Leider aber haben alle Handlungen der Nächstenliebe, auch die unschuldigsten, zu erwarten, daß sie häufiger (obgleich zuweilen aus bester Absicht) mit bewaffneten als mit unbefangenen Augen angesehen werden. Man reiche einem Durstigen einen Trunk Wassers, die besorgliche Kritik wird es nicht unterlassen, in dieser unbedeutenden Thatsache eine Summe von Schädlichkeiten zu erblicken, und sollte sie auch an die vielen häßlichen Thiere erinnern müssen, welche die neuere Microscopie unter gewissen Bedingungen in jedem Wassertropfen gefunden hat. Die Entdecker dieser neuen Welt haben den Dank, den wärmsten Dank der Wissenschaft verdient, aber es ist ihnen selber nicht eingefallen, jemals zu bestreiten, daß das krystallreine Wasser in der alten W d. h. en gros betrachtet, eine recht gute Gabe für den ist, der durstet.

Auch die Luft ist eine gute Gabe Gottes für Alles, was athmet; gleichwohl läßt sich beweisen, daß sie nicht einmal 25% Lebenselement enthalte und über 75% tödtendes Azot.

Wenn wir im Gebiete des menschlichen Lebens immer nur ängstlich zersetzen wollen, so ist es ein Leichtes, in allen Humanitäts-Anstalten von der Wiege bis zur Bahre, von den Findelhäusern bis zu den Leichenhallen, so viele schwarze Gestalten, so viele microscopische „Wenn" und eudiometrische „Aber" zu finden, daß Alles septisch und sceptisch auseinanderfallen muß, was krystallhell-menschlich ist.

Daß der kostbare Diamant bei'm Lichte oder vielmehr bei'm Feuer besehen, nichts mehr und nichts weniger als rabenschwarze Kohle vorstellt, das glaube, wer es will. Klares Wasser, frische Luft und Barmherzigkeit wird man niemals aus der Welt analysiren, weil ohne alles Dreies die Welt nicht bestehen kann. Wenn man aber Wasser zu Schaum schlägt, so verliert es an Glanz und Klarheit; wenn man den reinsten Bergkrystall zu Pulver stößt, so wird er undurchsichtig und wenn man den edlen Brillant gar zu lange der Feuerprobe aussetzt, so geht er zuletzt nothgedrungen in gemeine Kohle auseinander. Hier haben wir das Bild der Opposition. —

Die Opposition gegen Armen-Anstalten wurzelt selten in zu großer Kälte des Herzens, viel häufiger in gar zu analytischer Gründlichkeit des Kopfes, in einem mit zarter Gewissenhaftigkeit sehr wohl verträglichen Bestreben, die reinsten Thatsachen in hypothetische Besorgnisse zu zerlegen, in der künstlichen Kunst, dem großartigen Totaleindruck des ersten richtigen Gefühls nach der Weise jener Kritiker zu entgehen, welche den Meisterstücken der Fresco-Malerei zu ihrem eigenen, nicht zu des Künstlers Schaden, so nahe treten, daß sie nichts anderes bemerken, als schmutzige Flecke und Striche.

Die Sonne bescheint die Berge und Thäler, wenn und

weil sie hoch steht; sinkt sie herab, so bestrahlt sie nur die Berge und obendrein einseitig.

Damen halten sich im Gebiete des humanen Lebens stets auf derjenigen partheilosen Höhe, wo man das Ganze übersieht, aber eben deshalb verfallen sie, wenn es sich um Linderung menschlichen Elends handelt, niemals, wie so gern wir Männer, einer Legion von rechtlichen Bedenken. Ihr Verstand ist in solchen Dingen nie ein zersetzender, ihr Scharfsinn nie ein einseitig verneinender. Sie finden niemals in gut organisirten Waisenanstalten die Mittel der körperlichen und geistigen Entartung und in den Kleinkinderschulen die Pflanzschulen des Müßiggangs der Erwachsenen, niemals in einer geregelten Armenpflege unfruchtbare und schädliche Palliativ-Maßregeln, niemals in der menschenfreundlichen Sorge für arme Säuglinge und Haltekinder eine Unterstützung des Lasters ihrer Mütter und in den Vereinen zur Verbesserung der Strafgefangenen eine Propaganda der Verbrechen, sie finden, um mit Göthe kurz zu reden, niemals „in der Gottheit Fehler!" —

Obgleich nach Linné das Menschengeschlecht nur eine Gattung, den homo sapiens, zählt, zu deutsch, obgleich nach Linné alle Menschen „weise" sind, so tritt man diesem Naturforscherfürsten doch nicht zu nahe, wenn man, in weiterer Spaltung dieses Adjectivs, die Menschen in die schaffenden und in die kritischen theilt.

In Armen-Angelegenheiten gehören Damen nie zu letzteren. Sie haben den Muth, das Reine für rein zu halten, und an das Gute zu glauben. Darum opponiren sie grundsätzlich unter keinem Vorwande, am allerwenigsten in denjenigen Angelegenheiten, von denen Hufeland sagt: „nur der Kranke ist arm." — Wahr ist es, das Waisenkind kann dem

mitleidigen Manne entgegenlaufen und die hungrige Greisin kann sich an Friedrich- und Behrenstraßen-Ecke setzen, wenn die reichen Leute zu Kranzler gehen, um dreifarbiges Eis zu essen. Ist das Herz der letzteren nicht kälter, als dieses süße Tricolor, so werden sie ihrer Börse einen Silbergroschen abeisen. Das active Betteln bestraft die Polizei, das passive ist mit Recht nicht verboten. Aber der arme Kranke kann auch nicht Ecke sitzen, er muß warten, bis der mitleidige Mensch zu ihm kommt und treten bei diesem mnemonische Hindernisse ein, so kann jener hungern und dürsten. Schon aus diesem Grunde ist es gut, daß Leute existiren, welche das, den meisten Kranken mangelnde Gehvermögen durch das eigene ersetzen, aber durch andere Triebkräfte, als die Locomotive des Geldes ist, in Bewegung gerathen; gute Menschen, welche sich die Aufgabe gestellt haben, den schwersten Pleonasmus in der Natur der Dinge, arm und krank zugleich zu sein, diesem Cirkel, worin jeder Punkt Ursache und Wirkung zugleich ist, andern möglichst leicht zu machen. Im Bereiche der Wartung und Pflege verspreche man sich nicht zuviel von Männern. Bei den sogenannten barmherzigen Brüdern würde man sich nicht wundern dürfen, wenn die adjective Barmherzigkeit zuweilen abhanden käme. Sie sind ganz vortrefflich zum Ausziehen der Zähne, aber sie haben in der Regel zu große Hände für die zarte Bettung zerbrochener Arme und Füße. Ihre Tugend ist gewiß nicht zu verachten, aber sie gehört auf einen andern Platz. Die Mönche vom Berge Karmel gegenüber den reißenden Thieren zum Schutze der Wanderer und die Klosterbrüder des St. Bernhard mit Hülfe ihrer treuen Trabanten im Kampfe mit der Macht der Elemente sind unzweifelhaft am rechten Orte. Jene beiden Berge sind gewiß der hohe Wohnplatz einer noch höheren Gesinnung, die ganz eigent-



liche Sphäre großartig-männlicher Barmherzigkeit.. Aber auf dem brüderlich sich anschließenden Abendberge bei Interlaken würde Guggenbühl schwerlich so schnell zum Ziele gekommen sein, wenn er seine armen Kretinen-Kinder Männern hätte in die Pflege geben sollen. Was der Mensch nicht versteht, davon muß er ablassen. Zur sorgsamen Wartung der Kranken sind Männerarme in den meisten Fällen schlecht zu gebrauchen. Es ist das größte Vorurtheil in der Welt, zu glauben, daß das weibliche Geschlecht schwach sei. Dies ist weder in Beziehung auf Körperkraft noch auf geistige Ausdauer jemals bewiesen, auch ganz abgesehen davon, daß Frauen wie Männer an den Cardinal-Grundsatz aller Vereine zurückgehen können, an die einfache Praxis, daß zwei Menschen anfassen, wenn eine gegebene Last für einen zu schwer ist.

Der langen einleitenden Worte kurzer Sinn wäre also dieser, daß und warum die nachfolgenden zwar nicht einseitig, aber vorherrschend defensiver Natur sein werden.

Um dem Principe der Anciennetät sein Recht zu lassen, dürfte zunächst von den katholischen barmherzigen Schwestern zu sagen sein, daß sie in sehr verschiedene Variationen zerfallen, von denen einige nur in Hospitälern, andere auch in Privatwohnungen, wieder andere nur in Privatwohnungen, einige nur weibliche Kranke, die meisten auch Männer pflegen, einige der Linderung körperlichen Elends, andere der Verbesserung moralischer Versunkenheit und der Erziehung verwahrloster Kinder gewidmet sind. Die meisten führen von ihrem Ordensstifter, resp. ihrer Stifterin, einige von ihrer Function ihren Namen. Dahin gehören:

1) Die Schwestern „vom heil. Carolus Boromeus" Ihre Wirksamkeit ist näher beschrieben in einer interessanten Schrift von Clemens Brentano. Ein Mutterhaus ist in Nancy, Filiale sind unter andern in Aachen, Coblenz und Trier, seit kurzem ein viertes hier in Berlin in der Kaiserstraße, klein und rein. Im Anfange war die That, dann kam das Geld.

2) die Vinzentinerinnen. Ein Mutterhaus ist in Straßburg, Filiale, von denen jedoch einige wieder als selbständige Mutterhäuser sich abgezweigt haben, sind in München, Fulda, Paderborn, Gesecke u. s. w.

3) die barmherzigen Schwestern „vom guten Hirten." Sie widmen eine unermüdliche Geduld dem bekanntlich häufig undankbaren Geschäfte der Zurückführung des Abschaumes der Menschheit auf den Weg der Tugend und freuen sich über eine bekehrte Sünderin mehr, als über 99 Gerechte. Sie haben im nördlichen Deutschland bis jetzt leider keinen Eingang gefunden. Ihr Mutterhaus ist in Angers.

4) die „Elisabethinerinnen." Ihre Stifterin ist die berühmte Landgräfin von Thüringen. Ihre Hospitäler sind einseitig, nämlich nur weiblichen Kranken gewidmet. Sie sind deshalb in kleinen Städten kaum zu gebrauchen und nur da angebracht, wo man, wie in Breslau und Prag, zwei Hospitäler, das zweite für kranke Männer haben kann. Dieser Orden ist es nun eben, welchem ergänzend jener der barmherzigen Brüder zur Seite steht.

Alle diese und andere Nuancen kommen darin überein, daß verschiedene Zweiganstalten einem bestimmten „Mutterhause" hierarchisch aufgepfropft sind, in welchem die Novizen

ausgebildet werden und in welches die durch Alter und eigene Krankheit unfähig gewordenen zurückkehren. Wenn ein kriegerischer Vergleich in solchen Damenangelegenheiten gestattet ist, so könnte man sie als **„Schwestern von der Linie"** zusammenfassen. Dieser großen Hauptklasse liegt eine jüngere Formation gegenüber, ein Inlands-Institut, wie sich ein solches z. B. in den „Clemens-Schwestern" zu Münster großes Vertrauen erworben hat. Der betreffende Bischof versammelt freiwillige Töchter des Landes, um ihnen irgend eine Klosterregel, oder auch den Extract aus mehreren Klosterregeln zu geben, nach dem eclectischen Grundsatze: „Prüfet Alles und das Beste behaltet."

Manche der genannten Unterabtheilungen legen ein Gelübde ab, manche nicht. Entweder hat eine solche junge Natur den richtigen Beruf getroffen oder verfehlt. Im ersten Falle hat sie kein Gelübde nöthig; im zweiten Falle ist das Gelübde ein Onus für die Anstalt und für sie selber.

Die ganze Welt sagt, die Schwestern von der Linie seien die vollkommneren. Darüber läßt sich streiten. Man muß es mit beiden Formationen versucht haben, um zu wissen, daß die jüngere, das Landesproduct, nicht in materieller Barmherzigkeit, wohl aber in militairischer Pünktlichkeit der Linie nachsteht. Dann muß man nicht glauben, daß das Acclimatisiren immer so leicht sei, zumal das geistige. Wenn eine Dame consequent ist, so ist sie es bis zum Exceß und hat eine Elsasserin einmal gesagt: „es ist gegen unsere Klosterregel," so hilft ein ganzes Museum von Vernunftgründen nicht, auch nur die kleinste, in den Bedürfnissen des Landes begründete Modifikation durchzusetzen. Schlägt die nächtliche Klosterglocke Vier, so springt die Novize in Westphalen, wie in Straßburg aus dem Schlaf in das Gebet hinein. Nach-

dem sie in kalter Kirche eine Viertelstunde zugebracht, geht es in die Krankenzimmer. Es wird gekehrt, gebürstet, Betten werden geordnet, die Kranken reiben sich die Augen und werden wachend durch den wohlbekannten Kloster-Nectar: Coffea arabica Linnéi 5te Klasse 1ste Ordnung. Schlägt die Kloster-Uhr elf, so wird das Mittagessen aufgetragen und schlägt sie fünf, die Abendsuppe. Um sechs Uhr muß jeder und jede schlafen. Alle Bemühungen, den Tag mit Rücksicht auf die Gewohnheitskraft der Deutschen so zu lassen, wie ihn der liebe Gott gemacht hat, scheitern an der stereotypen Kloster-Constitution so lange, bis das Mutterhaus vielleicht nach langen Hin- und Herschreibereien ein anderes nachläßt. In dieser Pedanterie beruhet eine unverkennbare, vielleicht die größte Schattenseite nicht aller aber vieler Schwestern von der Linie. —

Beide Typen, den Linien-Typus und den andern, finden wir in der evangelischen Kirche wieder, doch mit dem Unterschiede, daß jener hier der jüngere, dieser der ältere ist. Das System eines kirchlichen Verbandes kleinerer Vereine mit einem Mutterhause, hat erst in neuster Zeit Anklang, und zwar zunächst in einem Städtchen der Rheinprovinz sein versuchsweises Centrum so lange gefunden, bis ein höherer Gedanke den Mittelpunkt des Vereins dem Centrum des Staates näher legte. Aber auch schon früher hat es nicht an individuellen und moralischen Personen gefehlt, welche aus einem höheren religiösen Impulse in Hospitälern und anderen Wohlthätigkeits-Anstalten, wie noch heute im hiesigen Elisabeth-Krankenhause und im hiesigen Magdalenum, sich dem Dienste der körperlich und geistig leidenden Menschheit widmeten. Auch der Patriotismus ist ein hoher Impuls. In den Tagen der Noth, als die Blüthe der Nation dem erhabenen Rufe folgt

„mit Gott, für König und Vaterland!" da waren es die Frauen und Jungfrauen des Landes, welche unter den Auspicien einer hochherzigen **Fürstin** sich zusammenschaarten, um dem verwundeten, aber nicht besiegten Krieger lindernde Hülfe zu bringen. Diese Gesinnung ist noch heute nicht erloschen, aber sie hat in den Segnungen des Friedens auf einem andern „Felde" ein anderes Substrat gesucht und gefunden.

Die einfache Thatsache, daß die Kaiserswerther Schöpfung ungeachtet bescheidenen Anfangs an der Grenze des Staates kaum das erste Decennium ihres Lebens zurückgelegt hat und heute nicht weniger als 12 Filiale, 7 im preußischen Vaterlande, 5 im Auslande zählt, ist zugleich die einfachste Antwort auf die theoretische Frage, ob die Sache überhaupt sich halten werde. Die Wirklichkeit ist immer ein guter Grund für die Möglichkeit. Wofür hätten wir auch den Segen Gottes, wenn wir nicht Gebrauch davon machen wollten? Die allerbeste Definition der evangelischen Freiheit ist ohne Zweifel die Nächstenliebe selber. So unbrauchbar die republikanische Verfassung auf die Dauer im Staate ist, eben so brauchbar ist sie 1) in der Wissenschaft und 2) in der Barmherzigkeit. Der große Lehrer des Gehorsams gegen den legitimen Kaiser wollte die höchste Formlosigkeit in der Linderung menschlichen Elends, Er wollte unter allen Umständen, auch am Sabbath, dem am Wege liegenden Kranken geholfen wissen, ohne vorab seine s. g. Würdigkeit auf die Goldwage zu legen oder zu fragen, ob er aus Jerusalem oder Samaria sei. Die linke Hand sollte nicht wissen, was die rechte that. Schriftgelehrte nannten dies damals „principwidrig" und es ist noch heut zu Tage wahrscheinlich, daß der größte Fehler unserer Barmherzigkeit, wenigstens der männlichen, eben die-

ser ist, daß sie nicht immer warmherzig ist d. h. daß sie zu viele Principien hat. Der eine giebt aus diesem, der andere aus jenem kalten Principe nicht, und deshalb hungern und frieren auch außerhalb Irland so viele Menschen.

Der Canonicus Cottolengo fand auf der Straße zu Turin eine schwere Fieberkranke in der Nähe zweier verhängnißvoller Stunden, der Stunde der Geburt und des eigenen Todes. Er förderte dieselbe zum ersten besten Krankenhause. „Die Aufnahme ist gegen mein Statut" erklärte der constitutionelle Herr dieses Hauses. Cottolengo schleppte die Sterbende einige Straßen weiter und schellte an der Klosterpforte der Barmherzigkeit. „Die Aufnahme ist gegen unsere Klosterregel" entgegnete die Priesterin des heil. Vincenz. Cottolengo klopfte an mehrere andere Thüren der geformten Nächstenliebe, auch der büreaukratischen. Wo das Statut erlaubte, verbot die Klosterregel und wo die Regel erlaubte, verbot das Hospitalstatut. Der überall Abgewiesene brachte die Unglückliche in einem Privathause unter, aber das kleine Ereigniß wurde der Krystallisations-Punkt eines lavinenartigen Werks seltener Größe. Cottolengo stiftete ein Hospital „ohne Statut und ohne Regeln", eine Wohlthätigkeitsanstalt, deren einziges Princip dieses war, daß sie keine Principien hatte und nur solche Unglückliche aufnahm, die an andern Pforten „principmäßig" abgewiesen waren. Natürlich war ein Haus sehr bald zu klein für solch „summarisches Verfahren." Aus dem Hause wurde deshalb eine Armen-Colonie, ein helfendes Quodlibet gegen Jammer und Elend aller Art. Cottolengo legte jährlich öffentliche Rechnung und die Gaben der Menschenfreunde flossen ohne Unterlaß. Und des Himmels Segen ruhte auf der Principlosigkeit.

Ein solcher Cottolengo, ein solcher Francke, eine solche



Elisabeth Frey, oder um nicht fern zu suchen, was wir in zeitlicher und räumlicher Nähe gehabt haben, ein solcher Ludwig von Vincke ist besser, als zehn gedruckte Vorschriften über paragraphirte Barmherzigkeit. Wo solche Personen sich an die Spitze wohlthätiger Unternehmungen stellen, da bedarf es keiner Art von Statut, denn das lebendige Statut sind sie selber. Da aber auch die besten individuellen Personen immer körperlich dem individuellen Tode verfallen, so ist es gut, wenn sie ihre Einrichtungen so treffen, daß ihr Geist zur Hälfte hier unten bleibt d. h. auf andere Einzel-Personen forterbt. Zu diesen Einrichtungen gehören in dem Gebiete, wovon hier die Rede ist, auch Vereine, in denen nur das Organ ausstirbt und wiederwächst, während der Organismus fortlebt.

Solche Vereine aber sind an den allgemeinen Grundsatz der Ontologie verwiesen, daß die Form nöthig ist, um die Materie zusammen zu halten und zu conserviren.

Einer gewissen Form wird daher selbst die evangelische Freiheit nicht entbehren können, wenn sie in vereinten Kräften mehrerer Individuen wirksam ist. Denn die Einzel-Personen bedürfen auch eines äußeren Bindungsmittels und dieses Bindungsmittel ist die Form. Wie diese Form in der Toilette sich ausspricht, scheint weniger erheblich. Manche Schwestern der Barmherzigkeit, z. B. in Münster und Kaiserswerth, tragen eine Haube, andere, welche in Folge ihres Gelübdes nicht „unter die Haube" wollen, einen Schleier. Dies sind Nebensachen, denn Kleider machen keine Leute. Von größerer Wichtigkeit aber als der Kopfputz der Einzelnen ist

die Zweiköpfigkeit der Institute selber und in diesem Artikel haben beide Confessionen einander nichts geschenkt.

In einem Krankenhause mit gewöhnlichen Lohnwärtern giebt es nur Einen Mittelpunkt. Der Hospital-Director steht im Innern des Hauses oben an, alle übrigen Personen sind ihm unterworfen. In einem Krankenhause, welches barmherzigen Schwestern oder evangelischen Diaconissen übergeben ist, herrschen zwei Mittelpunkte, der Hospital-Director und der geistliche Superior der religiösen Genossenschaft. Theoretiker glauben, die Ressorts beider durch eine papierne Vorkehrung, Instruction genannt, begrenzen zu können. Eitle Hoffnung, wenn die Wahl der richtigen Personen verfehlt ist! Dann wird der Hospital-Director die einzelnen Funktionen an die Krankensäle und Küche vertheilen wollen, weil nur er, aber kein Geistlicher als solcher, wissen kann, wer Krankensuppen zu kochen, und wer zu verbinden versteht; — der geistliche Superior wird die kaum Angestellte „aus disciplinarischen Gründen" versetzen, weil nur er und kein Weltmann als solcher wissen kann, für welche seiner Töchter die Tugendübung am Krankenbette angezeigt ist, und für welche die Tugendübung in der Küche. Der sich über den geistlichen Superior beschwerende Hospitalarzt wird an das competente Consistorium verwiesen und ein Consistorium, wenigstens wenn es ein weibliches, ein s. g. „Mutterhaus" ist, entscheidet bekanntlich sehr gern, daß man weltlicher Seits Unrecht habe. Schon auf weitem Raume soll es eine große Kunst sein, Staat und Kirche so zurecht zu legen, daß sie sich gegenseitig nicht incommodiren, sondern, was allerdings möglich ist, tragen und heben. Nun denke man sich aber einen kleinen Staat und eine kleine Hierarchie in ein Haus zusammengedrängt und man wird zugeben müssen, daß auch hier nicht in

bloßen Instructionen, sondern zugleich in der Wahl der richtigen Personen die Doppel-Weisheit der Verwaltung besteht.

In einem Hause, es sei groß oder klein, kann nur Ein Herr regieren. Zwei Mittelpunkte in einem Organismus sind, wenn der Organismus ein physischer ist, der Finalgrund vieler Krankheiten, wenn der Organismus ein politischer ist, die Endursache nie aufhörender Grenzstreitigkeiten. Zwar hat die Natur den physischen Organismus mit zwei Centralorganen, die bis zu einem gewissen Grade unabhängig sind, aber in ihren Verzweigungen sich wohlthätig kreuzen, mit einem Herzen und Hirne versehen, aber sie ist auch klug genug gewesen, jenes ein Stockwerk tiefer als dieses zu legen, damit das Herz dem Hirne nie über den Kopf wachse, vielmehr schon jeder Versuch eines solchen Uebergriffs durch blutigen Schlagfluß tödte. Darin besteht die ganze Weisheit eines klugen Hausherrn, hier des Hospital-Directors, nicht durch kleinliche Competenz-Eifersüchtelei, sondern durch großartige Auffassung des wahren Wohles der Menschheit die Zweiherrigkeit in eine Einherrigkeit zu verwandeln d. h. das Herz der Anstalt ungestört aus dem Blutgefäß, „die Kirche aus der Kirche" sich entwickeln zu lassen, aber dennoch zur rechten Zeit Herr im eigenen Hause zu bleiben. Mit andern Worten, die ganze Weisheit dieses kleinen Hausregiments besteht in dem einfachen Satze:

„Laß sie beten, was sie wollen,"
„Wenn sie thun, was sie sollen."

Es ist übrigens das nothwendige Uebel auch anderer zusammengesetzter Anstalten, daß manches auf dem Umwege des Requisitions-Styles erreicht werden muß, was in einfachen Instituten auf der geraden Linie des Befehls zu erlangen ist.

(Ich könnte ein Krankenhaus nennen, in welchem das Regiment der Verwaltung sogar mit zwei Hierarchien, einer Hierarchie der Wissenschaft und einer anderen, neben einander lebt; — die Maschine geht doch und zwar sogar vortrefflich und musterhaft.) Aber die s. g. „Competenz", diese unbequeme Erfindung, welche so manchen zusammengesetzten Organismus in der Wirksamkeit aufhält und obendrein noch die Pflichten so gern in Rechte verwandelt, reagirt bekanntlich nirgendwo empfindlicher, als wenn geistliche und weltliche Aemter nebeneinander gerathen. Wir haben hier den Schlüssel, weshalb gar manche Hospital-Directoren sich derartige Wärterinnen verbitten, weil sie nicht per requisitionem einer Oberin, eines Superiors, eines Mutterhauses, nicht auf dem Umwege über Straßburg oder Kaiserswerth, dirigiren wollen. Ueberhaupt ist es ein großer Unterschied, welche der beiden Hälften dieser Doppel-Anstalt die anfangende ist, ob der geistliche Verein ankommt, sein eigenes Geld und das Geld der ihm befreundeten Wohlthäter mitbringt, dann nach erfolgter Staatsgenehmigung das Haus fertig macht und seinen Arzt sucht, oder ob ein bereits lange wirkendes, mit Armenfonds ausgestattetes Hospital nachträglich dem geistlichen Vereine übergeben werden soll. Im ersten Falle ist der geistliche Verein Herr seines Geldes und seiner Grundsätze; der Arzt, dem diese nicht genehm sind, kann sich vor ihnen hüten, er wird sich in das Heiligthum fremder Wohlthätigkeit nicht eindrängen. Für den zweiten Fall aber sage ich, da einseitige Lobhudelei schlimmer als eine Injurie ist; zwei Fehler müßten diese Genossenschaften nicht haben: 1) den kleinen Fehler einer panischen Furcht vor s. g. „weltlicher Einmischung", einer entschiedenen Liebhaberei für die Exceptio non competentis fori und für eine möglichst reichsunmittelbare Unterordnung unter den Himmel, ich sage

den „kleinen" Fehler, weil er nur de jure sich geltend macht, während factisch die Aerzte (unbedeutende Chamillen- oder Fenchel-Aufguß-Quacksalbereien abgerechnet) des pünktlichsten Gehorsams gewiß sein können; 2) den großen Fehler, daß die einzelnen Mitglieder, oder nach Umständen auch ihre geistlichen Vorsteher, weniger aus böser Absicht, als zur Gewinnung der Theilnahme für ihre Kranken, mit dem Motto: „es fehlt an Allem" und ähnlichen Redensarten alle Mängel der Anstalt, welche sie gastfrei aufnahm, auch diejenigen, welche gar nicht da sind, durch das wohlthätige Publikum tragen, da doch kein wissenschaftlicher Mann ihren Spuren folgen kann, um das „audiatur et altera pars" zu erbetteln, den Fehler der unbewußten Eitelkeit, welche unzufrieden mit dem geräuschlosen Bessermachen, so gern auf den Trümmern der Vergangenheit und selbst auf dem Grabe hochverdienter Todten die Ehrensäule des eigenen Ruhmes aufpflanzt; — ich nenne diesen Fehler den großen Fehler, weil er immer der früher bestandenen Kranken-Anstalt wirklichen Schaden bringt, viel größeren, als diese guten Leute zu glauben scheinen. Hätten diese Institute, wenigstens einige derselben, derentwegen man dann auch vor den unschuldigen bange wird, diese beiden Fehler nicht, so könnte es nicht fehlen, daß ihre nützliche Wirksamkeit über den ganzen Erdball sich verbreiten müßte, und wollte der Kaiserswerther Verein so klug sein, beide Fehler nicht gar zu treu und nicht mit gar zu kühnen Pinselstrichen zu copiren, so könnte es kaum ausbleiben, daß derselbe, wenigstens bei den Aerzten, einen Vorsprung vor manchen katholischen Schwester-Anstalten erlangen müßte. — Gleichwohl bleibt es immer wahr, daß die Hospitalärzte der Kranken wegen und nicht die Kranken der Hospitalärzte wegen da sind. So lange dieses Axiom feststeht, wird

es weniger auf die Frage ankommen, ob derartige Pflegerinnen für die Aerzte bequemer, als vielmehr darauf, ob sie für die Kranken besser sind als gewöhnliche Wärter. — Diese letzte Frage läßt sich sicherer auf dem Wege der praktischen als der theoretischen Vergleichung entscheiden. —

Theoretisch sagt man, der gewöhnliche Wärter arbeite für irdischen, die barmherzige Schwester für himmlischen Lohn. Ueberlassen wir diese Antithese besser dem lieben Gott und halten wir uns an irdisch-arithmetische Thatsachen.

Man beschuldigt diese Institute des Personen-Luxus; dies ist auf den ersten Blick richtig. Manche Schwestern werden zu halbklösterlichen Zwecken unterhalten. Auch soll nicht bestritten werden, daß, wenn die Wahl der richtigen Obern verfehlt ist, ungeachtet der bündigsten Contracte zwischen Hospital und geistlichem Verein, mancher Superior mehr Krankenwärterinnen aufnimmt, als der Hospital-Director nöthig hat. Geht man aber näher ein in die Biographie anderer, auch übrigens vortrefflicher Krankenanstalten, so gestaltet sich das Zahlenverhältniß folgendermaßen:

Man denke sich ein Hospital von 100 Betten, so erfordert dasselbe ein Wartungspersonal von wenigstens 12. Sind nun diese 12 Personen 12 Schwestern, z. B. 12 Diaconissen, so kosten sie außer Speise und Trank zwölfmal 40 Thlr. für Kleidungsentschädigung. Kann und will man diese nicht haben, auch das alte Vorurtheil nicht fallen lassen, daß männliche Kranke durch männliche Wärter gepflegt werden müssen, so wird man, um aus zwei Uebeln das geringste zu wählen,

Ehepaare in das Haus setzen. Jene 12 Personen sind also gleich 6 Ehepaaren, von denen 6 Ehemänner die männlichen, 6 Ehefrauen die weiblichen Kranken pflegen. Natürlich werden die 36 Kinder dieser 6 Wärterehen außerhalb der Anstalt untergebracht. Daraus folgt, daß Vater und Mutter zu ihnen gehen und für diese Zeit ihre Kranken verlassen. Dies wäre noch der kleinste Uebelstand, es folgt noch mehr. Da die kleine Familie draußen von 40 Thlr. väterlichem und 40 Thlr mütterlichem Wärterlohn nicht unterhalten werden kann und gleichwohl thatsächlich lebt, so lebt sie auf andere Weise aus der Tasche der Krankenanstalt. Wir haben hier die reiche Quelle zahlloser Unredlichkeiten aus Noth, die auch die wachsamste Verwaltung nicht zu stopfen vermag, selbst der Erpressungen von den Aermsten der Kranken.

Unerwartete Revisionen auf unmittelbaren Befehl **Sr. Majestät des Königs** haben zweifelsfrei dargethan, daß, wo das Krankenhauswesen unsers Staates noch im Argen liegt, der Grund weniger in den Stockwerken der Wissenschaft uud höheren Verwaltung, als in den Souterrains der Wartung und Pflege zu suchen ist. Es ist hier die Zeit und der Ort nicht, näher einzugehen in die Mysterien einiger s. g. Humanitäts-Anstalten, nicht, wie sie sind, denn sie sind Gottlob an den meisten Orten besser geworden, sondern wie sie waren vor dem Allerhöchsten Immediatbefehle. Die verworfensten Klassen der Gesellschaft hatten gar oft die s. g. Werke der Liebe zu üben und wo die Verbindung des Krankenhauses mit einer Arbeits- oder gar Gefangenen-Anstalt beliebt war, hatte man nicht selten den Dieb zum Wärter und Aufseher gemacht. Suchte er in den verborgensten Taschen seines wehrlosen Pfleg- und Schützlings die letzten Reste einiger Kupfermünze vergebens, so theilte er wenigstens das spärlich zugewogene

Brod mit ihm. — Aber auch die bessern Krankenhäuser unseres Staates, diejenigen, auf welche das Ausland mit Anerkennung hinblickt, haben es, ungeachtet der redlichsten Bemühungen, bei sorgfältiger Auswahl der Wärter und ungeachtet großer Geldopfer, doch nicht weiter als dahin bringen können, daß alljährlich ungefähr 60 p. Ct. des Wartpersonals unfreiwillig, nicht selten wegen recht grober Vergehen entlassen werden müssen.

Solche Statistik ist für sich allein schon hinreichend, um den Staat zu rechtfertigen, wenn er die Hand über zwei Institute hält, von denen selbst die Gegner sagen, daß sie ehrlich sind. Wenn wir aber dasselbe Princip in zwei Confessionen haben, so ist gewiß gut, daß in praktischer Liebe zueinander kommt, was im dogmatischen Kampfe auseinandersteht. Die Frage, ob katholische oder evangelische Schwestern besser seien, ist leicht zu beantworten: „Für das Krankenhaus in München die erstern, für die Charité in Berlin die letztern.“ Es geht diesen Dingen wie vielen anderen in der Welt, man muß sie relativ auffassen. Der relative Gedanke ist in der Regel der objectivste und der objectivste der großartigste. Beide Typen mögen sich nach dem Typus der Oertlichkeit ergänzen, aber auch aus der Ferne wetteifern, desto besser für die Kranken. Was aber die Hauptsache ist, der über den Partheien stehende Staat kann beide Anstalten wechselseitig benutzen, um der Opposition den Mund zu schließen.

In Westphalen hatte der niesterbende Ober-Präsident von Vincke, welcher außer andern guten Grundsätzen, auch jenen der Schnelligkeit besaß, womit er bei unzweifelhaft guten Sachen allen Zweifelsgründen zuvorkam und Paläste für die Armen fertig baute, ehe der Schneckengang der Bedenklichkeit

Zeit hatte, dieselben zu bemerken, seine jüngste Schöpfung, die Pflege-Anstalt für Krebshafte und andere Unheilbare in Gesecke, auf gutes Glück der Pflege der Vinzentinerinnen übergeben. Einige Einwohner der Provinz protestirten nachträglich gegen dieses Vertrauen und wünschten, da auch evangelisches Ständegeld in der Anstalt stecke, entweder Wärter ohne confessionelle Aussenseite, oder evangelische Diaconissen für die evangelischen Kranken. Dies war gerecht, aber unpraktisch. Denn Wärter für Geld und gute Worte erheben sich nicht zum Mitleid bei so gefährlichen Krebs-Kranken, und evangelische und katholische barmherzige Schwestern in einem Hause vertragen sich, ungeachtet der Schwesterschaft und ungeachtet der Barmherzigkeit nicht eine Stunde. Herr von Vincke wußte sogleich einen andern Ausweg, der war gerecht, aber praktisch zugleich. Er ließ die Vinzentinerinnen in Gesecke und berief Diaconissen aus Kaiserswerth in eine ähnliche Provinzial-Anstalt nach Marsberg; — die „Parität" war hergestellt und hatte aller Streit ein Ende.

Es würde zu weit führen, der Weisheit eines echt praktischen Staatsmannes, der so gern zwei gute Werke quam citissime fertig machte, um den Widerspruch gegen das eine auf das gründlichste durch das andere zu schlagen, hier eine Episode zu widmen. Die Bedenklichkeits-Theoretiker machen es umgekehrt. Sie bringen eben so schnell einen kleinen zaghaften Gedanken zu Stande, um zwei große Werke in ihrem Entstehen todt zu machen. Die Menschen zerfallen, wie Eingangs bemerkt, in die „schaffenden" und „kritischen." Ein erleuchteter, aber wie es scheint, für menschliches Elend etwas kalter anonymer Gelehrter, ein wahrscheinlich nicht schaffender aber kritischer Mann, hat den bündigsten Beweis geliefert, daß die Physiker recht haben, wenn sie behaupten,

Licht und Wärme seien nicht dasselbe Imponderabile, sondern zwei Dinge für sich. Dieser Mann machte in seiner vorsichtigen Phantasie die Entdeckung, daß die katholischen und die evangelischen Schwestern nichts anderes seien, als die beiden ersten Stadien der rückkehrenden Jesuiten nach Deutschland! Hiernach würden also diese gutmüthigen Rosa- und Blanca-Naturen wenigstens kleine verkleidete Aigrigni's vorstellen, wenn nicht gar verkappte Rodin's!!

Die Medicin, leider gewohnt, die große Noth der Menschen in der Gegenwart zu sehen, denkt niemals geistig prophetisch, sondern immer kurzsichtig körperlich zunächst an — den Magen der Kranken.

Die Schwestern übernehmen, wo ihnen das ganze Haus übergeben wird, auch die Oeconomie desselben und zwar nicht in Form der Entreprise, sondern des eigenen Haushalts. Sie besorgen Küche, Garten, Wäsche und Alles, was anhängt. Ihre Oberin ist zugleich Oeconomin, Hausaufseherin. Sie ist die „Mutter" des Hauses, nichts mehr und nichts weniger; — der „Hausherr" ist und bleibt der Hospital-Director, muß der Hospital-Director bleiben, oder die Sache geht in der Regel schlecht. Dieser weiset jener die nöthigen baaren Vorschüsse aus der Hospital-Kasse an, jene hält damit Haus, so gut sie kann, legt Rechnung, wenn und wann sie verlangt wird, und fordert neuen Vorschuß, wenn der alte verbraucht ist. Zuweilen hat der Hausherr die moralische Gestalt eines Curatoriums; zuweilen erscheint er als tüchtige Einzelperson. Was besser ist, gehört nicht hierher, aber so viel ist gewiß: einen persönlichen Nutzen hat in beiden Fäl-

len die Oberin nicht, hat kein Mitglied des Hauses. Die Substanz des Vermögens muß die Hospital-Verwaltung in der eigenen Hand behalten, Armen-Kapitalien an den geistlichen Verein abzugeben, würde stets ein Mißgriff sein, denn die Geschichte hat gelehrt, daß alle Klöster entarten können, am leichtesten die reichen. Die Oberin darf der Armen-Anstalt gegenüber keinen Gewinn, auch nicht für das Kloster machen können, sie darf nur die Gegenstände bezahlt erhalten, nicht den Verpflegungstag. Hier liegt nun ein besonderer Vortheil verborgen für die Pflege der Kranken. Die größte Kunst der Krankenbehandlung, auch der diätetischen, ist das richtige Individualisiren. Die Eintheilung der Diät in „ganze, halbe und viertel Portionen," wie sie in den meisten Krankenhäusern stattfindet, und schon der Controle wegen stattfinden muß, ist eine vorherrschend quantitative; die große Menge aller Individualitäten kann aber nicht in drei Rubriken gesperrt werden. Solche Küchenformen sind für einen hungrigen Reconvalescenten unbequemer als Klosterformen und selbst die so genannte „Extra-Diät" ist hier kein genügender Ausweg, auch ganz abgesehen von den damit verbundenen Extra-Schreibereien und Extra-Liquidationen. Der eine Mensch hat einen größeren Magen, als der andere; der eine hat mehr Hunger, der andere mehr Durst. Es ist daher ungesund, wenn jener mit dem ihm zugewogenen Fleische auskommen, dieser nicht mehr trinken soll, als in seiner Flasche ist. Darum ist es unpractisch, der Diät eine Uniform anzuziehen, auch unpsychologisch, sich von einem Speisewirth, der in kleinen Krankenhäusern meist auch Wärter und Controleur, alles in einer Person ist, obendrein noch auf den Teller, oder in das Glas sehen zu lassen, unter steten Warnungen, „den Magen nicht zu ver-

derben", unter steten Belehrungen, daß die Hungerkur nur die Krankheit zu Tode hungere, nie den Kranken.

„Wie sind Sie zufrieden? liebes Kind!" fragt der reisende Departements-Rath. „Ganz vortrefflich, mein gütiger Herr!" erwiedert der ausgemergelte Kranke, sein heute rein gewaschenes hippocratisches Gesicht unter der heute rein überzogenen Bettdecke hervorstreckend, zurückschreckend vor dem grimmigen Blicke des über die Schultern des menschenfreundlichen Revisors fortstierenden Wärters. Was würde auch die Klage ihm helfen? Mit einem Fuße im Grabe, sehnt er sich nach Ruhe, nicht nach verdoppelten Wärtervorwürfen, verdoppelten Wärtermißhandlungen.

„Wer noch nicht satt ist, der melde sich" ist der individualisirende Wahlspruch der Schwestern, wenn nicht ein noch mehr individuelles ärztliches Gebot in Mitte liegt, daß dieser oder jener Kranke nur halb satt esse. Ihre Mensur sitzt in der sogenannten Herzgrube der Kranken und im eigenen Herzen. Die zinnernen und irdenen Appetitometer der meisten Krankenhäuser kennen sie nicht. Es ist auch ganz logisch, daß der Mensch esse, bis er satt ist, nicht aber, daß er nach der Küchenprädestinations-Theorie satt werde, wenn er den Nullpunkt einer allgemeinen Scala, den Boden eines gegebenen Gefäßes, erblickt. Gründlichkeit ist zu vielen Dingen nütze, aber diesen Dingen a priori „auf den Grund sehen" sollen, ist ungesund.

Mag immer dieser Vorwurf der durchsichtigen Gründlichkeit eine Ausnahme von der Regel sein und die besseren Krankenhäuser nicht treffen, jener andere Uebelstand — die Generalisirung der Diät nach drei Hauptklassen — ist und bleibt selbst in den ersten Anstalten unseres Staates, in denen die Beschaffenheit der Speisen eine musterhafte zu

nennen ist, ein zwar relatives Uebel, aber immer ein Uebel, so lange nicht bloß der Kranke, sondern auch die Krankheit ein Individuum ist. Wo die Controle nöthig ist, da ist das Individualisiren unmöglich; wo aber das persönliche Vertrauen (mit oder ohne Armuthsgelübde) den Platz der Controle übernommen hat, nur da ist es möglich, Suppe, Gemüse und Fleisch dem Hunger des Einzelnen anzupassen und die Probe auf jenes Vertrauen und diese lebendige Berechnung nicht in eisernen Pfundstücken, Lothen und Quentchen der Küche, sondern in einer größeren Buchführung zu suchen. Es ist dies die doppelte Buchhaltung des Zudranges der Kranken und der jährlichen Gesammtausgaben der Anstalt.

Man sollte es kaum glauben, wie wohlfeil bei diesem Sattfütterungssysteme die durchschnittlichen Kosten für jeden einzelnen Kranken sich herausstellen. Man muß es gesehen haben, wie eins in's andere greift, wie sie jeden, auch den kleinsten Vortheil, selbst die Langeweile mancher Kranken und Reconvalescenten, im Interesse des Hauses zu benutzen verstehen, um es theilweise zu begreifen. Uebrigens liegen die glänzenden Resultate ihrer Oeconomie nicht bloß auf Seite der Ausgabe, sondern auch auf jener der Einnahme. Sie wuchern in den zartesten und frömmsten Formen, aber stets für die Armen. Die Sympathie des freigebigen Publikums besitzen sie im hohen Grade. Existirte das unglückliche Sprüchwort nicht: „ich fürchte die Danaer, wenn sie Geschenke bringen", so würden sie manches Krankenhaus fix und fertig machen, ohne vom Staate oder den Gemeinden einen Groschen Beihülfe zu verlangen. Nichtopposition ist hier eben so gut als baares Geld. Sie fordern nichts, nehmen alles, was ihnen geboten wird, alte Leinwand, neue

noch lieber, Silbergroschen, Doppel-Louisd'or noch lieber, und wünschen immer „Gottes Lohn." — Auch der gewöhnliche Wärter nimmt alles, was ihm geboten wird, aber er steckt es in die eigene Tasche.

Immerhin bleibt es eine gewöhnliche Tugend, wohlfeil ausgebend und ehrlich einnehmend zu sein. Daß beide Parallel-Anstalten, die katholische und die evangelische, aber auch noch eine andere Tugend in gleichem Grade besitzen, nämlich zarte Humanität in liebevoller Behandlung der Kranken, darüber ist unter allen denen, welche in der Lage waren, vorurtheilsfrei vergleichen zu können, nur eine Stimme. Daß sie bei dieser Gelegenheit auch auf die Moralität der Kranken vortheilhaft einwirken, kann gewiß nicht mißbilligt werden und daß das Gebiet der Moral zuweilen übersprungen und jenes der Dogmatik betreten wird, ist ein Gegenstand reciproker Besorgniß. Ist letztere gegründet, so hüte sich vor ihnen, wer einen andern Glauben hat, der evangelische Christ vor den katholischen Schwestern, der Katholik vor den Diaconissen, der Israelit vor beiden. Traurig wäre es fürwahr, wenn der Vorwurf eine Wahrheit enthielte und wir dadurch noch gezwungen würden, Kranke nach Confessionen zu scheiden und nicht nach der Krankheit. Vor solchen Widersprüchen wolle uns Gott behüten! Ist doch ein ausschließlich katholisches Krankenhaus ganz sicherlich akatholisch und ein ausschließlich evangelisches Krankenhaus ganz gewiß gegen das Evangelium. Von den Ordensstiftern soll jedes Einwirken auf die religiöse Ueberzeugung und den freien Willen anders Denkender geradezu verboten sein; ob es gleichwohl, zumal bei verfehlter Wahl des Superiors stattfindet, ob diese Jungfrauen so wenig großartig und zugleich so unklug sind, durch solche Uebergriffe die Aufhebung ihres Instituts vorzu-

bereiten, oder ob sie in diesem Stücke besser sind, als ihr Ruf darüber mögen beide theologische Facultäten wechselseitig wachen; — die Medicin ist eine Erfahrungs-Wissenschaft, sie hält sich, grundsätzlich etwas sceptisch, zunächst an das, was sie sieht. Sie steht, höheren Ansichten niemals vorgreifend, immer auf Seite der Kranken. Dieserhalb nur noch eine einzige bescheidene Thatsache aus dem Gebiete der Körperwelt.

Das Krankenhaus in Paderborn war bis zum Jahre 1831 gewöhnlichen Lohnwärterinnen, später (nicht ohne „weltliche Einmischung" namentlich durch thätige Unterstützung und auf eifriges Betreiben des sel. Freih. Theodor v. Fürstenberg-Stammheim und sel. Oberpräsidenten Freiherrn von Vincke) barmherzigen Schwestern übergeben. In jener früheren Zeit war der Arzt unumschränkter Herr, auch der s. g. „beste Mann" im Hause, aber die Kranken hatten es schlecht, trotz seiner Befehle und Recepte grundschlecht. Sieben Betten waren durchschnittlich täglich besetzt, die übrigen sieben standen leer. Nur derjenige, den die äußerste Noth trieb, wandte sich an diese Anstalt, jeder weinte bei der Aufnahme, frohlockte bei der Entlassung. Mit dem Eintritte der Schwestern ging's umgekehrt. Die leer stehenden Betten hatten ein Ende und Thränen flossen bei der Entlassung. Der Arzt, obgleich persönlich derselbe wie früher, hörte auf, der sogenannte beste Mensch im Hause zu sein; der Barmherzigkeit gegenüber erschien er als das verkörperte Princip der Grausamkeit, weil er zehn Kranke abweisen mußte, wenn er einen aufnahm. Sein bequemer Posten hatte ein Ende, nicht bloß wegen der unglücklichen „Competenz" der Gesunden (welche ihre geistlichen Wärterinnen einseitig aus einem Krankensaale in den andern, aus einer Anstalt in die andere setzte, überhaupt, nachdem die Anstalt fertig war, die jetzt weniger nöthige

„weltliche Einmischung" in die möglichst engen Grenzen zurückkomplimentirte) sondern auch wegen der Concurrenz der Kranken. Zu Hause hatte er keine Ruhe vor den Klageliedern der neuen Kranken, welche in die Anstalt hinein, in der Anstalt keine Ruhe vor den Lamentationen der Reconvalescenten, welche nicht weichen wollten. Der Ruf der guten Verpflegung verbreitete sich über Stadt und Nachbardörfer, aber nicht bloß zu den Ohren der Armen, sondern auch zu dem Herzen der Reichen. Durch die Gnade des **hochseeligen Königs Majestät** wurde es möglich, die etatsmäßige Zahl der Betten auf 28 zu bringen. Das ist der Segen der guten That, daß sie unablässig fortfährt, Gutes zu gebären. Ein Menschenfreund stiftete zu den 28 Betten ein 29stes, ein anderer ein 30stes, eine Wohlthäterin ein 31stes. Alle waren täglich besetzt. Die Entlassenen rühmten die warmen Kochtöpfe der Schwestern, klagten bitter über das kalte Herz des Arztes mit der grausam frühen Gesundheits-Erklärung. Das wohlthätige Publikum aber ließ nicht nach, Naturalien und Geld zu senden. Dem guten Beispiel geht es wie dem schlechten, es ist ansteckend und das Contagium ist flüchtiger Natur. Die Geschenke und Vermächtnisse, welche (zum Theil anonym selbst bis zur Höhe von 1000 Thaler) eingingen, machten es möglich, jene 31 Betten allmählig auf 50 zu erhöhen. Keines dieser 50 Betten hat jemals länger als 24 Stunden leer gestanden.

Jener sogenannte grausame Arzt ist derselbe, welcher, auf diese arithmetische Progression sich stützend, in dieser Minute an dieser Stelle vor einer solchen Versammlung für seine Schützlinge um ein mildes Urtheil, für sich selbst um Nach-

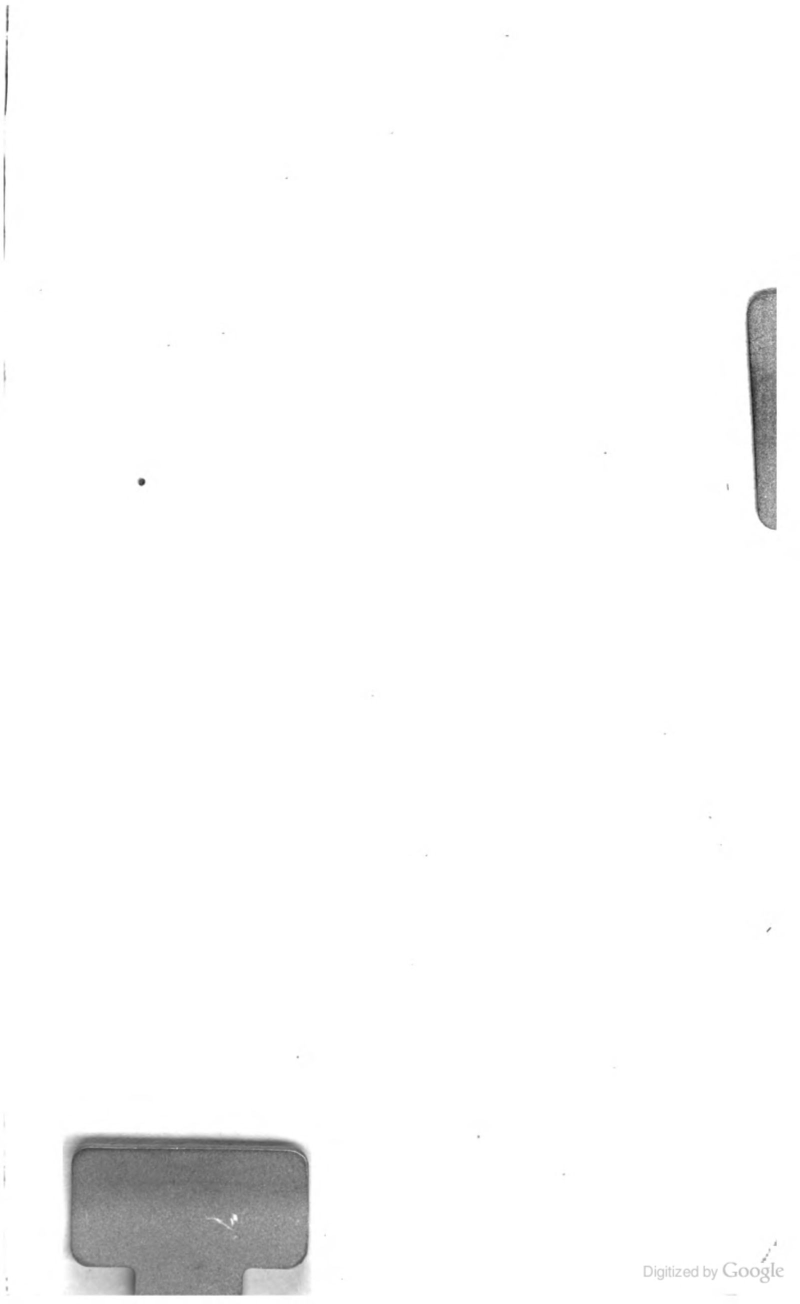
sicht bittet. — Kann man ähnliche Thatsachen mit gewöhnlichen Wärtern erreichen, so ist dies um so besser. Möchte für die armen Kranken überall in der Art gesorgt sein, daß keine Fürsprache nöthig wäre und möchte man mit Grund sagen können, mein Vortrag habe unter vielen Fehlern auch diesen, daß er — nicht zeitgemäß gewesen sei!

Vor dem Finanz-Ministerium, das Zeughaus symbolisch zur Linken, die Universität zur Rechten, steht ein Marmorbild. Es ist das sinnige Bild des Helden, dessen großer Gedanke den Wehrstand unsers Staates mit dem Lehrstande und Nährstande zu einer höheren Einheit ineinanderschmolz, durch den unser Militair-System die größte Universität des Landes, eine Schule der Volksveredelung, eine hohe Schule für alle Schichten der Staatsbürger, eine „Universitas" im buchstäblichen und ganz eigentlichen Sinne des Worts geworden ist. Es ist Scharnhorst's Bildsäule. — Seit **König Friedrich Wilhelm III.** in seiner treuen Armee den großen Gedanken seines Generals zu einer größeren Wirklichkeit werden ließ, konnten und können wir sagen, ohne zu viel zu sagen: „den Feind von Außen fürchten wir nicht!" — Nicht in der körperlichen Größe des Reichs, sondern in der geistigen Beschaffenheit, in der innigen Verwebung der Kriegsmacht mit der Intelligenz und dem Besitze, aber auch in der angeborenen Liebe des ganzen Volkes zu dem, der väterlich über uns steht, beruhet die unüberwindliche Großmacht des preußischen Staates. — Aber ein mächtiger Feind erhebt sich unter unsern eigenen Füßen, noch ist es Zeit, aber hohe Zeit, ihm die ganze Größe des Scharnhorst'schen Princips, die Heeresmacht des ganzen Volkes entgegen zu setzen. Es ist

das Proletariat. Nicht das stehende Heer der Staatsfinanzen und der Communal-Kassen vermag den Koloß zu bewältigen, ein zweites „**Landwehrsystem**“ ist die Aufgabe der Zeit, auch hier die unzertrennliche Verwebung der Kriegsmacht mit der Intelligenz und besonders mit dem Besitze, aber auch eine thätige Liebe jedes Einzelnen nach dem Maaße seiner Kräfte zu dem, der brüderlich neben und unter uns steht, ein „Tugendbund“ gegen den großen Feind im eigenen Lager, unter abermaliger Betheiligung der Frauen und Jungfrauen des Landes, zur Freude der Fürstin, die jetzt im Himmel ist, unter den Auspicien der **Königin**, die uns erhalten ist, — ein Schutzsystem des eigenen Heerdes und väterlichen Ackers, welches wesentlich eins ist mit dem,

„das Christenthum zu beweisen, nicht durch Be-
„kenntnißstreit und nur in äußeren Gebärden,
„sondern in seinem Geiste und seiner Wahrheit,
„nämlich durch Leben und That!“

Gedruckt bei J. Petsch in Berlin.



Berlin, gedruckt bei J. Petsch.